

Vom Vergnügen, Löcher ins Meer
zu schwimmen

Gudrun Maria Müller

Für A.

1.

Das Schlafmittel hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Nur mit Slip und T-Shirt bekleidet, die langen, schweren Haare hinter die Ohren geklemmt, ging sie in die Küche. Der erste Weg war der zum Radio. „I'm walking on sunshine“, plärrte es ihr entgegen. Sie setzte einen Kessel mit Wasser auf und gab einen Löffel losen, schwarzen Tee in eine Tasse. Anschließend öffnete sie das Fenster, schob einen Bilderrahmen, der auf der Fensterbank stand, vor den geöffneten Fensterflügel, um diesen am Zufallen zu hindern. Der Wasserkessel pfiff, sie goss den Tee auf.

Ohne den Badezimmerspiegel eines Blickes zu würdigen, zog sie ihr T-Shirt über den Kopf, entledigte sich ihres Slips und stieg unter die Dusche. Es dauerte, bis das Wasser heiß wurde. Dann verbrühte sie sich daran.

In ein Handtuch eingewickelt, auch im Bad dudelte ein kleines Radio, kämmte sie sich die Haare, als ein lauter Knall sie zusammenfahren ließ. Sie rannte zurück in die Küche. Das Fenster war zugeschlagen, der Bilderrahmen auf den Boden gefallen und zu Bruch gegangen. Sie bückte sich, hob den Bilderrahmen auf und löste vorsichtig das Bild aus dem zerstörten Rahmen. Zärtlich strich sie mit ihrer Fingerkuppe um den geriffelten Bildrand der Schwarzweißfotografie.

Aretusa auf Sizilien, Mai 1959

Antonia wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Besorgt hob sie einen Arm und befühlte den Stoff ihres neuen Kostüms. Noch waren ihre Achseln trocken. Sie warf einen Blick in den kleinen Spiegel, der im Schlafzimmer hing und steckte eine graue Haarsträhne zurück, die sich aus dem kunstvollen Knoten gelöst hatte.

Sie gefiel sich über die Maßen gut. Das Kostüm, welches sie in Enna gekauft hatte, fraß fast ihre gesamten Ersparnisse, dafür wahrte sie auf höchst modische Weise den Schein einer trauernden Witwe. Sie strich den schwarzen Rock glatt. Aus dem Spiegel blickten ihr Andreas braune Augen entgegen.

Lina, ihre Schwiegertochter in spe, rauschte im Unterkleid aus dem Bad. Ein unangenehm süßlicher Duft kroch an ihr hoch. Sie hasste Rosen. Ihr kurzes Stimmungshoch verflog.

„Wo ist der Schleier?“, fragte Lina in den Flur hinein, der Bade- und Schlafzimmer miteinander verband und an dessen dünner Wand ein altes Messingbett stand, das Lina seit frühester Kindheit als Schlafstätte diente.

Antonia fühlte sich nicht angesprochen. Sollte sich doch Maria um ihre Tochter kümmern. Sie räumte zähneknirschend das Schlafzimmer und ging in Richtung Küche, aus der durch den Vorhang aus Plastikschnüren das aufgeregte Geschnatter weiblicher Stimmen zu hören war. Zwei Cousinen Linas, die sich durch ihr Erscheinen nicht stören ließen, erörterten lauthals die männliche Gästeliste, während die eine der anderen die Haare toupierte.

Auch hier war ein Bett an die ehemals weiß getünchte Mauer geschoben, in dem Gaetano, Linas älterer Bruder, schlief, wenn es nicht, wie gerade jetzt, zum mobilen Friseursalon umfunktioniert wurde. Seitlich von der Bettkante herab hing der Brautschleier. Antonia hob ihn auf und entdeckte den Riss. Sie schüttelte den Kopf, legte den Schleier zurück und ging zu dem mit Holz befeuerten Küchenherd,

um sich einen Kaffee aufzusetzen. Auf dem Regal neben dem Herd fand sie eine Dose mit Kaffeebohnen, daneben stand eine Mühle. Der köstliche Duft des frisch gemahlene Kaffees versöhnte sie für den Moment. Sie drehte den unteren Teil der Kaffeemaschine ab, vergewisserte sich, dass er sauber war und füllte Wasser hinein. Dann gab sie zwei Löffel des gemahlene Pulvers in den Filtereinsatz und verschraubte alle Teile miteinander. Während sie darauf wartete, dass das Wasser heiß wurde, erschien Andrea vor ihrem inneren Auge. Er hatte heute morgen so glücklich ausgesehen.

Verstohlen wischte sie sich eine Träne aus den Augenwinkeln. Ich sollte froh sein, dass mein Sohn eine Sizilianerin heiratet, versuchte sie sich Mut zu machen. Ausgerechnet Lina, kommentierte ihr Bauch. Wann hatte sie sie das letzte Mal in der Kirche gesehen? Es hieß, der kranke Vater könne nicht alleine bleiben. Dabei war der nicht kränker als andere, die zu oft zu tief ins Glas schauen.

Der Besuch der höheren Mittelschule schien Lina zu berechtigen, auf die Nachbarn herabzusehen. Sie wollte etwas Besseres sein, genau wie ihre Mutter, die Giuseppe vor vielen Jahren aus Neapel mit hierhergebracht hatte. Man munkelte, Gaetano sei ganz schön kräftig für ein Siebenmonatskind gewesen.

Zeitgleich mit dem Brodeln des Kaffees spazierte Maria in die Küche. Antonia schnappte hörbar nach Luft, blind von den Sonnenblumen auf Marias blauem Kleid. Wie lange war ihr Bruder nun tot? Fünf, höchstens sechs Jahre. Das Kleid schmeichelte ihr nicht; es war offensichtlich von heißer Nadel aus billigem Stoff zusammengenäht.

In Zeitlupe beobachtete Antonia Maria, die an den Herd trat, sich ihren Kaffee ausschenkte und mit einem zufriedenen Lächeln am Tisch Platz nahm.

„Na, was haltet ihr davon?“, fragte sie und drehte sich kokett auf ihrem Stuhl hin und her. Ehe jemand antworten konnte, schlug die Haustür zu und ein Schwarm weiterer Frauen bevölkerte die Küche. Antonia öffnete den oberen Knopf ihres Kostüms.

„Wo ist die Braut?“

„Sie wird doch nicht zu ihrer eigenen Hochzeit zu spät kommen?“, lachte eine andere.

„Du kennst Lina“, seufzte Maria und rief nach ihrer Tochter, die seit ihrem Kurzauftritt vorhin wieder im Bad verschwunden war.

„Nur keine Hektik“, kam es aus diesem zurück.

Maria warf einen Blick auf die Küchenuhr. „In genau einer Stunde beginnt die Messe.“

„Ohne uns fangen sie bestimmt nicht an.“

„Ich habe gehört, die Deutschen legen Wert auf Pünktlichkeit“, setzte Maria nach.

Das Bad blieb stumm.

Der bittere Ton, der in Marias Stimme mitschwang, erinnerte Antonia daran, dass nicht nur sie heute Abschied nehmen musste. Sie war einverstanden gewesen, als Andrea vor zwei Jahren nach Deutschland ging. Was hätte sie dagegen vorbringen können? Hier gab es keine Arbeit, dort wurden Menschen gebraucht, die anpacken konnten. Hier gab es kein Geld zu verdienen, dort, so hieß es, wurde man in fünf Jahren reich und konnte mit einem Koffer voll Geld in die Heimat zurückkehren. So war es abgemacht. Fünf Jahre. Warum nur hatte sie das dumpfe Gefühl, dass diese Abmachung nicht mehr galt? Heute weniger denn je?

Andrea stand derweil vor der Kirche Santa Maria della Maggiore und zündete sich genüsslich eine Zigarette an. Neben ihm harrte sein bester Freund und Trauzeuge Stefano aus, der leider, so stellte er zum wiederholten Male fest, mit dem Rauchen aufgehört hatte.

„Wie lange, denkst du, wird Lina auf sich warten lassen?“, fragte Stefano leicht spöttisch.

Andrea grinste. „Der Rekord liegt bei einer Stunde, aber vielleicht, heute ...“ Er ließ den Satz in der Luft hängen.

Ihm gefiel es, zu warten. Das einzige Problem war die Sonne, die bereits so unerbittlich brannte, dass sie sogar

das Nichtstun beschwerlich machte. Er war versucht, die Schweißtropfen, die sich langsam einen Weg vom oberen Rücken bis zur Taille bahnten, wegzuwischen, hatte aber Angst, sein neues Hemd zu zerknittern. Aretusa war ein Schweißfleck auf der Landkarte.

„Schade, dass Vitalino nicht zur Hochzeit kommen kann, immerhin verdanken wir ihm unser Glück.“

„Wie bitte?“, empörte sich Stefano. „Ihm verdankt ihr euer Glück? Und was ist mit meiner Wenigkeit?“

„Ohne Begleitung ihres Cousins hätte Lina niemals das Fest besucht ...“

„... um eigentlich mich zu treffen“, warf Stefano ein.

„Das Bild werde ich nie vergessen, wie ihr euch auf der Tanzfläche abgemüht habt, Lina einen Kopf größer als du.“ Andrea lachte.

„Einen halben, wenn schon. Im Übrigen sahst du mit deinem offenstehenden Mund auch nicht besser aus ...“

„Stimmt. Als sie in meine Richtung sah, dachte ich, das wars, Herzstillstand.“ Er schnippte die Zigarette weg.

„Und am Ende durfte ich einen völlig betrunkenen Vitalino und du die reizende Lina nach Hause bringen.“

„Tröste dich, dafür ist dir das Donnerwetter ihrer Mutter erspart geblieben. Danach blieb mir gar nichts weiter übrig, als Lina einen Heiratsantrag zu machen.“

„Ich weiß“, kommentierte Stefano trocken. „Antonia zeterete, Maria weinte und Lina sagte ja.“

Die Braut kam, im Gefolge die Gäste. Sie trug ein langes, weißes Satinkleid und einen Kranz von Orangenblüten im Haar. Auf den ohnehin lädierten Schleier hatte sie verzichtet. Ihre Augen suchten Andrea.

Er überragte die Umstehenden um Kopfeslänge. Sein schwarzes, vor Pomade glänzendes Haar spiegelte sich in der Sonne. Er drehte den Kopf zu Stefano und sein Profil war das eines griechischen Gottes. Nun ja, eines griechischen Gottes, dem man in jungen Jahren bei einer Rauferei das Na-

senbein gebrochen hatte. Lina zwinkerte ihm zu; bevor er reagieren konnte, nahm ihn seine Mutter, die sich aus dem Pulk der Gäste gelöst hatte, in Beschlag und zog seine Krawatte, die perfekt saß, zurecht.

Vito, Antonias jüngster Sohn, drehte geschickt die Spaghetti auf seine Gabel, bevor er sie, den Kopf tief über den Teller gebeugt, in sich hineinschlürfte. „Was ess' gentlich gli tedeschi?“

„Iss du gefälligt wie ein Vierzehnjähriger, und nicht wie ein Baby“, bekam er zur Antwort. „Du kannst dich ‚von‘ schreiben, hast du nicht gesehen, wie dünn dein Bruder ist?“

„Er war nie dick“, hielt ihr Bruder Salvatore dagegen.

„Aber auch nicht mager wie eine Perlhuhnbrust.“ Antonia attackierte das Gemüse auf ihrem Teller. Sie saßen beim ersten Gang: Spaghetti con le fave verdi e finocchio di campagna, Nudeln mit grünen Saubohnen und frischem wildem Fenchel, nachdem alle den Weg zu dem alten Weingut außerhalb des Ortes, das von Salvatore bewirtschaftet wurde, bewältigt hatten. Antonia hatte Calogero verpflichtet, sie auf dem Traktor mitzunehmen. Mit Genugtuung beobachtete sie Maria, die zu Fuß gehen musste.

Jetzt bereute sie es, Calogero überhaupt eingeladen zu haben. „Hätt' er nicht fortgehn sollen. Jeder will heute das schnelle Geld machen und das ist hier nicht möglich. Also gehn sie fort“, warf er vom Nebentisch ein.

„Willst du etwa behaupten, mein Andrea verlässt seine Heimat nur des schnellen Geldes wegen?“, empörte sich Antonia. „Sieh dich vor, sonst ist die Hochzeit für dich zu Ende.“

Calogero kannte Antonia gut genug, um zu wissen, dass sie ihn ohne mit der Wimper zu zucken hinausschmeißen würde. Dennoch antwortete er: „Wenn das so weitergeht, bleiben zum Schluss nur mehr Frauen und alte Männer übrig. In Kalabrien soll es Dörfer geben, da treibens nur noch die Karnickel.“

„Wo lebt dein Ältester, Daniele? Du erinnerst dich an ihn?“, höhnte Antonia.

„Ich weiß nicht, wovon du redest“, war alles, was Calogero erwiderte.

Antonia schnaubte. Dieser Hornochse brachte es fertig, seinen eigenen Sohn zu verleugnen.

„Die Frage ist doch, warum das passiert?“, konterte Salvatore. „Warum verlassen so viele junge Männer die Insel? Doch nicht wegen des schnellen Geldes, sondern weil sie hier keine Arbeit mehr finden und ihre Familien nicht unterstützen können. Rom ist schuld, dass die Jungen die Insel verlassen. Wir sind und bleiben das Armenhaus Italiens und die da oben stört es keinen Deut, wie es uns hier unten geht.“ Er unterstrich die Bedeutung seiner Worte durch einen kräftigen Schluck Wein, bevor er fortfuhr: „An deiner Stelle wäre ich ganz ruhig. Nur weil Männer wie Andrea gehen, hast du überhaupt einen Job.“

„Und isst dich hier durch“, setzte Antonia nach.

Calogero wollte gerade antworten, da wurde ihm der zweite Gang vor die Nase gestellt: Risotto alla marinara, ein Reisgericht, das mehr als nur den Hauch von Meeresgeschmack versprach. Er dachte an seine spärliche Speisekammer, in der sich einige wenige Dosen mit Tomaten und Erbsen verliefen, und schwieg.

Während Vito sich noch seine Salsiccia alla brace, mit Fenchel gewürzte Grillbratwürste, schmecken ließ, wurde vor dem Brauttisch eine Bühne aufgebaut, hinter der kurz darauf ein Puppenspieler verschwand. Hin- und hergerissen zwischen Wurst und Puppenspiel, ließ Vito sich schließlich von seinen Freunden vor die Bühne ziehen.

Die erste Marionette, die auftauchte, war fast mannsgroß und mit einem bis ins Detail liebevoll angefertigten Gesicht versehen. Sie trug Rüstung und Schwert und fand sich als gläubiger Christenmensch bald einem ungläubigen Muselmanen im ersten Gefecht gegenüber.

„Eine wunderbare Überraschung, vielen, vielen Dank.“ Lina drückte Andreas Hand.

„Ich enttäusche dich ungerne“, lachte Andrea, „aber von mir ist der Puppenspieler nicht engagiert worden.“

Der Held machte einen Stich und der Saal bebte. Gleichwohl ging der erste Kampf verloren und der Prinz, in dessen Auftrag der Held unterwegs war, muss ungläubig mit ansehen, wie die von ihm angebetete Jungfrau entführt wird. Als diese in ihrem Gefängnis sitzt und mit engelsgleicher Stimme ihre scheinbar verlorene Liebe besingt, die allerdings nicht dem Prinzen, sondern dem Helden gilt, fließen die ersten Tränen. Ein Hustenanfall des Puppenspielers unterbrach den herzerreißenden Gesang. Eilfertig wurde ihm ein Glas Wasser gereicht und nach einer kurzen Pause ging die Geschichte mit noch heftigeren Kämpfen weiter.

Gewann der Bösewicht die Oberhand, ging eine Welle von Buh-Rufen durch die Zuschauer. Der König hatte einen Auftritt, in dem er seinem Sohn, dem Prinzen, die Augen öffnet, es kommt zur alles entscheidenden Schlacht um die Befreiung der Jungfrau und dem grandiosen Höhepunkt: Der Prinz stellt dem Helden die Jungfrau zur Seite, der Ungläubige schmort in der Hölle.

Stefano, der die ganze Zeit im hinteren Teil des Saales gestanden und sich am Anblick Linas geweidet hatte, ging zufrieden zu seinem Platz.

Zurück in der Kirche nahmen die Freunde endgültig Abschied. Andrea zog Stefano mit nach draußen.

„Wann fahrt ihr los?“, fragte Stefano.

„So bald als möglich, auf jeden Fall noch in der Nacht“, erwiderte Andrea.

Stefano wusste nichts zu sagen. Er erinnerte sich an den Tag, an dem Andrea die Insel verlassen hatte. Zusammen führen sie nach Páola, die letzten gemeinsamen Stunden ihres alten Lebens. Seinerzeit schlich sich dieses unbehagliche Schweigen zum ersten Mal ein.

Er hoffte inständig, Andrea würde nicht wieder davon anfangen ...

„Warum kommst du nicht mit? Die suchen dort händeringend nach Leuten wie dir.“

Stefano lächelte gequält. „Du weißt, ich kann das nicht. Mein Vater würde es nicht überleben, wenn ich auch noch wegginge. Jetzt, wo Daniele ...“

„Er würde es genauso überleben wie alle anderen“, gab Andrea zurück.

„Ich bin nicht wie du“, antwortete Stefano. Ich will hier leben, nirgendwo sonst und ich will, dass meine Freunde ebenfalls hier leben. Das sagte er nicht.

Andrea drängte weiter: „Dein Vater behandelt dich wie den letzten Dreck. Wieso lässt du dir das gefallen?“

„Lass gut sein“, sagte Stefano. „Du erwartest zu viel.“

Sie wurden von Lina und ihrer Freundin Rosalia unterbrochen, die nach Hause wollten. Vor Linas Elternhaus umarmten sie sich. Stefano blieb noch eine Weile stehen, schließlich ging er mit schleppendem Schritt in Richtung Hauptstraße. Der letzte Blick von Andrea, der im Raum stehende Vorwurf, nichts aus seinem Leben zu machen, begleiteten ihn.

Calogero saß im Halbdunkel. „Mein über alles geliebter Sohn“, empfing er Stefano höhnisch. „Lässt sich die Frau vor der Nase wegschnappen. Tolle Leistung!“

Er versuchte seinen Vater zu ignorieren.

„Auf das Brautpaar“, grölte der weiter und hob eine zu zwei Dritteln geleerte Flasche Schnaps an die Lippen.

„Du solltest schlafen gehen.“

„Has' du gesehn, was die alles aufgetischt habn? Woher habn die das Geld? Kannst du mir das sagen? Ich weiß, woher. Kaufn habn sie sich lassen, die Familie Messina, feine Bande. Und unsereins, dem habn sie alles genomn.“

„Du redest Blödsinn, und das weißt du auch.“

„Dann geh doch, geh doch mit deinem Freund Andrea.“

„Ich gehe nirgendwo hin. Morgen früh treffe ich mich mit dem Avvocato Trapanese, um über unser Stück Land zu verhandeln.“

„Das schaffst du nie und nimmer. Du nicht. Daniele, ja, der hatte Mumm in den Knochen.“

„Und wo ist Daniele jetzt?“

„Halt den Mund.“

Sein Vater war kleiner als er, kleiner und dürrer. Er steckte wie ein Clown in seinem Anzug. Der Anblick täuschte. Sein Gesicht war voller Falten; es waren keine Lachfalten. Seine Tränen waren Krokodilstränen und sie kamen aus kleinen, stechenden Schweinsäuglein. Seine Erscheinung war die eines Mannes, der davon überzeugt ist, im Leben zu kurz gekommen zu sein. Angewidert wandte Stefano sich ab.

2.

Antonietta legte das Hochzeitsbild ihrer Eltern in die Küchenschublade und kehrte die Scherben zusammen. Sie zog sich an, nahm im Stehen einen Schluck Tee, er schmeckte bitter, sie goss den Rest in den Ausguss.

„... im weiteren Tagesverlauf Schauer und Gewitter. Und hier der Verkehrsservice für unsere Hörer im Südwesten des Landes. Auf der A 6 ...“ Sie schaltete das Radio aus, warf einen prüfenden Blick aus dem Fenster und griff nach dem Schirm, der auf der Garderobe lag.

Eine halbe Stunde später ging die Welt unter. Obwohl es nur noch wenige Meter bis zur Klinik waren, wurde sie klatschnass. Ihr Schirm hatte dem Regen nichts entgegenzusetzen; er klappte um. Sie schmiss ihn in eine Tonne und drängelte sich unter ein Vordach, wo sie halbwegs geschützt stand. Sie strich die nassen Haarsträhnen aus ihrem Gesicht. Das Wasser perlte in kleinen Rinnsälen an ihrer dünnen Regenjacke ab, sammelte sich in ihren Sandalen und bildete schließlich eine Pfütze um sie herum.

So sintflutartig der Regen über die Stadt hereingebrochen war, so abrupt hörte er auf. Sie erreichte die Krebsstation der Frauenklinik, wo sie der vertraute Geruch von frischem Kaffee, gemischt mit Bohnerwachs, begrüßte. Es war kurz vor halb sieben und trotzdem sie zu spät zur Übergabe erscheinen würde, musste sie sich als allererstes ihrer nassen Kleidung entledigen.

Sie warf einen Blick durch die großen Fenster auf die Terrasse. Es war kurz nach Mittag und zwei Schwestern hatten es sich für einen Augenblick dort gemütlich gemacht. Sie überlegte, ob sie ihrem Beispiel folgen und ein wenig Sonne tanken sollte, da hörte sie Silke rufen.

„Telefon für dich!“

Sie wandte sich um und ging in Richtung Frühstücksraum.

„Wer?“

„Weiß nicht“, war die kurze Antwort. Sie verschwand in eines der Zimmer.

Antonietta nahm den Apparat. „Hallo?“

Mit Mühe erkannte sie die aufgeregte Stimme ihres jüngeren Bruders.

„Vincenzo? Was ist los? Warum rufst du in der Klinik an?“

„Papa“, war alles, was sie verstand und das Herz rutschte ihr in die Hose. „Papa liegt im Bett und ...“

„Und was? Mensch Vincenzo, red doch!“

„Er ...“

Sie wusste, je mehr sie ihn unter Druck setzte, desto weniger kam.

„Hast du einen Krankenwagen gerufen?“

„Ja“, kam es jämmerlich zurück.

„Bleib wo du bist, ich komme.“

Ohne sich zu verabschieden, beendete sie das Gespräch und wählte die Nummer der Taxizentrale. Danach suchte sie Silke, um sich abzumelden.

„Fahren Sie doch durch“, fuhr sie den Taxifahrer an, als der an einer auf rot umspringenden Ampel stehen blieb.

„Verlieren Sie den Führerschein oder ich?“

Sie lehnte sich im Sitz zurück und vergrub die Hände ineinander.

Von weitem erkannte sie den Krankenwagen. Die Haustür stand offen und sie stürmte die Treppen zur Wohnung ihrer Eltern hoch, vorbei an Nachbarn, die sich im Treppenhaus drängelten.

Im Schlafzimmer machten sich zwei Ärzte am Bett ihres Vaters zu schaffen. Sie unterdrückte den Impuls, loszuschreien.

„Was ist mit ihm?“

„Wir können noch nichts Genaues sagen, aber wie es aussieht, hat er einen leichten Schlaganfall erlitten. Außerdem zeigt er Anzeichen einer Dehydrierung. Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.“

Eine Trage lag neben dem Bett.

„Papa“, sagte sie und nahm seine Hand in ihre. Er erkannte sie nicht.

Sie brachten ihren Vater weg und sie packte einen kleinen Koffer mit dem Nötigsten zusammen, während Vincenzo wie ein Häufchen Elend in der Küche saß.

„Wir müssen los“, sagte sie und berührte Vincenzo sanft an seiner Schulter. Er rührte sich nicht. Antonietta sah sich um. Ungespültes Geschirr stapelte sich auf der Anrichte, ein Rest Kaffee war vergessen worden auszuschütten. Sie kippte das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Dann öffnete sie den Kühlschrank. Er war mehr oder minder leer, bis auf eine angebrochene Milchtüte und einen Rest Käse. Sie ließ die Tür des Kühlschranks zufallen und schob einen Stuhl an den alten Küchentisch. Die Lampe darüber startete vor Staub, Fliegenschiss und Nikotin. Die Küchenzeile war schäbig, abgenutzt, der blaue Plastiküberzug an vielen Stellen abgeblättert. Grünspan fraß sich durch den Wasserhahn, an der Wand hingen vergilbte Karten aus Sizilien.

Ihr Vater brauchte Hilfe. Obwohl er mit dem Trinken aufgehört hatte, forderte der jahrelange Missbrauch seinen Tribut. In welchem Zustand würde er entlassen werden? Sie musste einen Pflegeheimplatz suchen. Nur für eine kleine Weile. Bis sie den Kopf frei hatte und die Zeit, sich selbst um ihn zu kümmern.

Sie schloss die Augen. Die Erinnerungen schwappten über ihr zusammen. Der Schulleiter, der sie aus der Klasse holen

ließ, die Nachbarin Rosa, die verheult auf einem Stuhl saß, das Taxi, das an jeder Ampel hielt.

Am frühen Abend kam sie nach Hause. Ihr Anrufbeantworter blinkte. Sie drückte auf die Abspieltaste, die Stimme von Damiano war zu hören.

„Hallo. Ich habe heute in der Klinik angerufen. Dort sagte man mir, du hättest frei genommen. Ruf mich bitte an, meine Nummer lautet: 72649812. Ich habe mich sehr über deinen überraschenden Besuch nach so langer Zeit gefreut. Ciao.“

Sie löschte das Band und ging ins Bett.